

Gott er-lesen: Walser

Auf Gott stoßen, im Buch eines modernen Schriftstellers? Mir kam es zuletzt immer mehr so vor, als ob moderne Romane keine Orte mehr sein könnten, in denen Gott einen Platz hat.

Eher hatte ich das Gefühl, ich muss als Leser zwischen den Zeilen nach Gott fragen. Weil Gott anscheinend in moderner Literatur wenn, dann nur zwischen den Buchstaben – verborgen - anwesend sein kann.

Bei Martin Walser ist das anders. In seinem Roman „Muttersohn“ z.B. Und zuletzt in seinem essayistischen Buch „Rechtfertigung“. In beiden ist „Gott“ zurück im Geschriebenen. Nicht dass Walser Gott beschreiben wollte oder könnte. Er fragt nach Gott. Aus einer ähnlichen Haltung heraus wie ein Philosoph, den er zitiert: „Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn.“ Dieses Vermissen bringt Walser zur Sprache. Es fehlt Grundlegendes in der Literatur, auch in unserer modernen Kultur – so verstehe ich ihn - wenn Schriftsteller nicht einmal mehr nach Gott fragen, wenn schon das Wort verschwunden ist. Wenn „Gott“ verschwindet, ist das für Walser jedenfalls kein Grund zu „aufgeklärter“ Zufriedenheit, sondern ein Mangel. Er vermisst ihn. Im Interesse der Menschen. Denn wenn Gott – oder die Frage nach ihm verschwinden - hat das Folgen dafür, wie Menschen sich verstehen. Wer wir sind.

Eigentlich kann das ja nicht anders sein. Jahrhundertlang hat Gott das Denken und Leben von Menschen geprägt. Und ich weiß aus eigener Erfahrung: Dass ich an Gott glaube, das bestimmt mein Selbstverständnis. Ich begreife mich als Person und uns Menschen überhaupt in Beziehung zu Gott. Uns Menschen verstehe ich grundsätzlich als Wesen, das in einer Art Beziehungs-Dreieck lebt: Zu sich selbst, zu anderen Menschen und zu Gott.

Ich bin ein „Geschöpf“, das sich Gott verdankt. Ich bin verantwortlich vor Gott. Von Gott geliebt, obwohl ich mich verfehle und in die Irre gehe.

Wenn Gott als Gegenüber aus diesem Dreieck verschwindet, dann verändert sich auch das menschliche Selbstverständnis.

Martin Walser bringt diese Veränderung so auf den Punkt: „Gerechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste.“

Menschen, die an Gott glaubten, konnten gewiss sein, dass ihr Leben in Gott einen festen Grund, seinen Anfang und sein Ziel hat.

Allerdings: solche Rechtfertigung kann man sich nicht selbst zusprechen. Wenn Gott verschwindet als Gegenüber, dann verschwindet seine Rechtfertigung als Fundament des Lebens. Besonders eindringlich zeigt diese moderne Suche nach Rechtfertigung Franz Kafka im Roman „Der Prozess“, meint Walser. Josef K., Prokurist einer großen Bank hat nichts Übles getan und muss sich dennoch verantworten. Aber er findet keine Rechtfertigung für sein Leben.

Aber niemand kann auf Dauer ohne Fundament leben. Darum schaffen Menschen sich Ersatz. An die Stelle der Rechtfertigung ist für die meisten das Rechthaben getreten. Man schafft sich selbst Gewissheit: ‚Ich habe Recht‘, oder ‚ich bin moralisch der bessere Mensch‘. „Wir leben im Reizklima des Rechthabens“ schreibt Walser. Und auch das empfindet er als Mangel. Neben dem Mangel an Gott.

Was kann dem Mangel abhelfen? Den Glauben an Gott, der einen rechtfertigt, kann man sich ja nicht verordnen. Das kann und will auch Martin Walser nicht. Aber er will die Frage nach Gott lebendig halten. Er will die Erinnerung aufrecht halten, dass „Gott“ fehlt. Das Vermissen.

Wenn man weiß und empfindet, dass etwas fehlt, das weckt in Menschen etwas Großes: Sehnsucht. Sehnsucht gehört zu uns. Was uns fehlt, danach suchen wir. Das kann man und dafür plädiert Walser: Sich sehnen nach Gott, gerade wenn er abwesend ist.

Aber ist solche Sehnsucht nicht bloß schmerzhaft? Ist es nicht einfacher, die Sehnsucht nach Gott aufzugeben? Nein, findet Walser, weil schon die Sehnsucht ein großes Versprechen in sich trägt. Und er zitiert sinngemäß Martin Luther: „Eine Sehnsucht, wenn sie nur groß ist, schmeckt schon nach Erfüllung.“ Auch die nach Gott.